

Predigt zu Mt 15,21-28, 17. Sonntag n.Trin. – 27. September 15

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde, den Predigttext haben wir gehört. Haben wir ihn verstanden? Eher wohl nicht! So geht es vielen beim ersten Hören. Woran liegt das? Merkwürdige Bilder tauchen auf. Vom Hirten ist die Rede. Dann ist von Kinder am Tisch die Rede und von Hunden. Schließlich rahmt eine kanaanäische Frau die Erzählung, die darum bittet, ihre Tochter möge von einem bösen Geist befreit werden. Böser Geist – gibt es den? Wo liegen die Städte Tyrus und Sidon? Ist das wichtig zum Verstehen? Und weshalb sagt Jesus zum Schluss: Frau, dein Glaube ist groß.

Das Irritierende dieser Geschichte, die auch bei Markus überliefert ist, ist, dass uns Jesus als Lernender gezeigt wird. Er lernt durch eine Nichtjüdin etwas über sich und seinen Gott. Jesus enttäuscht in seiner Haltung. Er wird um Hilfe gebeten und schweigt. Die Frau schreit sogar und er will sie unverrichteter Dinge wegschicken. Die neutestamentliche Forschung hat gerade bei Geschichten, die dem gewohnten Jesusbild zu widersprechen scheinen, den begründeten Verdacht, dem historischen Jesus von Nazareth besonders nahe zu sein. Wir haben also einen Predigttext zu bedenken, der gewiss vielen aus der Urkirche peinlich gewesen ist, die diese Erzählung lieber heimlich beiseitegelegt hätten, wenn, ja wenn sie nicht so bekannt gewesen wäre.

Wir versuchen, den Text an einem Punkt aufzuschlüsseln, indem wir uns auf das Bild des Hundes konzentrieren. Welches Bild vom Hund hatte Jesus? Und wie griff die Frau das Bild vom Hund auf?

Jesus war ein Schriftgelehrter. In seiner Bibel, der Tora, den Propheten und Schriften, sind Hunde überwiegend negativ besetzt. Wir haben in unsere Sprache durchaus Anklänge von dieser abwertenden Übertragung: Vor die Hunde gehen, ein fauler Hund sein, auf den Hund kommen oder einfach: Du Hund! Es gibt zahlreiche biblische Stellen, in denen Feinde Israels wie die Kanaanäer als auch die Feinde des einzelnen Beters mit Hunden gleichgesetzt werden. Beispielsweise heißt es in Psalm 22: Denn Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat mich umringt.

In der Umwelt Israels, dem Alten Orient, waren Hunde durchaus wertgeschätzt. Abgerichtete Jagdhunde finden wir eindrucksvoll auf assyrischen wie ägyptischen Reliefs. Im Alten Testament allerdings fehlen Jagdhunde. Hingegen gab es selbstverständlich Haushunde, domestizierte Begleiter jüdischer Haushalte, die man auch mit Essensresten fütterte.

Jesus hatte sich mit seiner Botschaft vom kommenden Himmelreich an sein eigenes jüdisches Volk gewandt. Er sammelte zwölf Jünger als Zeichen der Stämme Israels. Er hielt sich im jüdischen Kernland auf und machte sich schließlich ins Zentrum des jüdischen Kultus, zum Tempel nach Jerusalem auf, wo er als König der Juden bejubelt, dann angeklagt und schließlich zum Tode verurteilt wurde. Deshalb verwundert es gar nicht, dass sich Jesus von den nichtjüdischen Bevölkerungsteilen und heidnischen Städten abgrenzte bzw. fernhielt. Schon in der Bergpredigt heißt es: Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen. Jesus griff mit dem Bild von den Hunden unter dem Tisch die Situation im Leben mit Haushunden auf, die

eindeutig untergeordnet waren und nicht das Recht hatten, den am Tisch sitzenden Menschen ihre Mahlzeit streitig zu machen. Jesus gab der Frau zu verstehen: Du bist kein Kind aus dem Volk Israel. Deshalb kann ich meine Kraft nicht für dich einsetzen. Alles, was ich habe, gehört dem Volk, das Gott berufen hat und dem seine erste Liebe gilt.

Jesus zeigte in seiner Haltung gegenüber der Frau aus Kanaan zwei für ihn bislang feste Grundannahmen. Erstens: Bezogen auf die Liebe Gottes gibt es ein Gefälle zugunsten Israels im Glauben an den einen Gott und zuungunsten aller anderen polytheistischen Kulte im griechisch-römischen Raum. Zweitens: Jesus sah seine Kräfte und die Zeit, die er haben würde, als begrenzt an. Deshalb fürchtete er, es könnte etwas von dem, was er zu verteilen habe, an andere vergeben, ja vielleicht sogar verschwendet werden.

Wie nahm die Frau aus der griechischen Welt dieses Bild von den Hunden auf? Sie hatte Jesus nicht nur als Wunderheiler aufgesucht. Sie rief ihn als Sohn Davids um Erbarmen an. Sie war beharrlich und klüger als erwartet. Sie akzeptierte die Rolle, die Jesus ihr im Bild zugewiesen hatte. Sie sagte sich: Nun gut, ich bin abhängig und kann nur hoffen, dass sich die, die so reichlich am Tisch aufgedeckt bekommen, etwas übriglassen oder einfach, weil reichlich vorhanden ist, etwas vom Tisch fallen lassen. Sie akzeptierte die erste Grundannahme Jesu, dass der Glaube an den einen Gott sich als richtig erwiesen hat. Sie akzeptierte die zweite Grundannahme Jesu hingegen nicht. Sie erinnerte ihn daran, dass die Haushunde ihre Aufgaben im Haus- und Familienleben nur erfüllen könnten, wenn sie etwas vom Tisch der Familienmitglieder erhielten.

Sie dachte sich in Jesu Bild hinein und leuchtete weiter, als Jesus geahnt hatte. Sie war, wie sie sagte, in der Rolle der abhängigen Hündin doch trotzdem berechtigt, auf Zuwendung zu hoffen.

Und plötzlich gelang es ihr, Jesu Botschaft zu einer Heilsbotschaft für die Welt zu erweitern. Jesus müssen in dieser Begegnung die Ohren und Augen aufgegangen sein. Seine Mission konnte letztlich nicht auf Galiläa und Judäa begrenzt bleiben. Die Liebe Gottes war unbegrenzt. So konnte er nicht mehr anders, als dem Vertrauen, dem Glauben der Frau seine Hilfe folgen zu lassen. Sie hatte ihn in seinem eigenen Bild von den Hunden überwunden. Sie erhielt das Heil, das sie abgetrotzt hatte und ihre Tochter wurde gerettet.

Mit zeitlichem Abstand von der Plage, die einst in Israel streunende, aggressive, Blut und Aas verzehrender Hunde darstellten, gelten Hunde bei uns als bester Freund des Menschen. Sie können unsere Einsamkeit vertreiben, sind treu, achten und schützen uns und liegen nicht nur im Wohnzimmer, sondern erhalten den Status eines Familienmitglieds, über dessen Tod viele vor Trauer weinen und schluchzen. Für die Rechte des Hundes wurde zuletzt rund um den Schlachtensee mit viel Emotion gekämpft. Es konnte der Eindruck entstehen, dass möglicherweise sogar energischer für die Hundeauslaufgebiete gekämpft wurde als für die, die unter den Bedingungen von Flucht und Vertreibung zu „armen Hunden“ geworden sind. Die wie Hunde

verjagten versuchen die europäischen Tische zu erreichen, auf denen viel liegt. Sie kommen im Status der Bittenden und ihr Ziel ist Erbarmen zu finden.

Die beiden Grundannahmen Jesu haben eine Wirkungsgeschichte. Auf der einen Seite drehte schon der Kirchenvater Augustin das Bild um und schrieb: „Früher waren die Juden Kinder und die Heiden Hunde, jetzt ist es umgekehrt.“ Als Christen dürfen wir unsere Wurzeln im Judentum nicht verdrängen und werden aus der Bindung an die Geschichte Israels und den ersten Bund nie entlassen. Leider ist die Umkehrung des Bildes zur schrecklichen Realität geworden. Heute haben wir die Aufgabe, niemanden zum Hund zu erklären oder ihn vor die Hunde gehen zu lassen.

Es geht in der Welt, die wir entwickeln, nicht um eine Hierarchie der Religionen. Es geht vielmehr um eine Ausrichtung auf den Menschen in seiner Würde, sei er Hindu, Jüdin, Christ, Muslima, Agnostiker oder Anhängerin einer anderen Religion oder Weltanschauung, der höher steht als der Geiz von Wenigen, wie beispielsweise in Nigeria, wo vom Verkauf des Erdöls nichts bei der Bevölkerung ankommt und wir uns nur erschreckt die Kurznachrichten über Boko-Haram im Norden Nigerias ansehen, wie mir kürzlich erzürnt ein katholischer Priester aus seinem Land erzählte. Der Mensch steht im Mittelpunkt aller Bemühungen, so sagen es die VertreterInnen der evangelischen Landeskirchen in einer aktuellen Erklärung. Es geht nicht um das Interesse eines Präsidenten, der sich an die Macht klammert. Gerade die vielen Gründe für die Flucht von Menschen zeigen, dass wir andere Mächte und Gewalten höher achten, als das Recht des Menschen auf Nahrung, Auskommen und Wohnung.

Die zweite Grundannahme Jesu meint, dass das Heil ein knappes Gut ist. In unseren Tagen gibt es ängstliche Stimmen, die sagen, dass das Gut, der Wohlstand und das soziale Miteinander nicht für so viele andere reicht. Die europäischen Länder sind vielfach voller Erbarmen gegenüber den Schutzsuchenden. Kirchengemeinden spielen eine spürbare Rolle bei der Willkommenskultur. Es gibt sicher sehr verschiedene Motive, zu helfen und zu teilen. Die Hilfsbereitschaft von Kirchen ist mit Jesu Entdeckung verwoben, dass Gottes Liebe reichlich vorhanden ist.

Derzeit kommen überwiegend Männer. Es sind Muslime, deren Religion wir respektieren. Es wird darum gehen, sich der jungen Männer anzunehmen, mit ihnen zu lernen, was das Grundgesetz für eine gemeinsame Basis schafft, damit individuelle Freiheiten akzeptiert und tolerant für eine offene Gesellschaft eingetreten wird. Das ist, wenn man möchte, eine Unterwerfung unter das biblische Menschenbild, das davon lebt, dass Gott jede und jeden anspricht, Aufgaben verteilt, Trost schenkt, hinhört und seine Botschaft jedem einzelnen Menschenkind auf seine Weise zu hören gibt, wenn es dafür offen ist.

Jesus war, so höre ich es aus dem Evangelium, begeistert über die ganz eigenständige Rede der Frau, die vertraute und zugleich beharrlich nach dem fragte, was wirklich heil macht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.